

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Kinderseele.

Roman von Reinhold Drimann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Oberleutnant war sofort aufgestanden, als hätte er nur noch auf diese Unterstüßung der kindlichen Bitte gewartet. „Aber ich bin durchaus nicht der Meister, für den Sie mich nach Dietlindes wohlwollendem Urteil halten könnten, mein Fräulein!“ sagte er. „Sie werden mir also eine nachsichtige Richterung sein müssen.“

Auf Margaretes Lippen lag die Erwiderung, daß er ja nicht für sie spielen sollte; aber sie ließ sie unausgesprochen, weil ihr eben etwas anderes durch den Sinn gegangen war. Wie im Klein-Eilbacher Schlosse seit dem Tode der Herrin keine Taste angeschlagen werden durfte, so mochte auch der trauernde Bruder der Verstorbenen ihre Aufforderung als eine Taktlosigkeit empfunden haben, über die er nur aus weltmännischer Höflichkeit durch freundliche Gewährung hinwegging. Der Gedanke schmerzte sie so, daß sie sich's nicht verlagern konnte, ihm Ausdruck zu geben.

Als Kasnussen auf dem Weg zur Tür an ihr vorüberkam, sagte sie halblaut: „Vielleicht habe ich mich wegen einer Ungeheißlichkeit zu entschuldigen, Herr Oberleutnant. Sie sind in Trauer und —“

Aber er zerstreute mit einer verneinenden Gebärde ihre Besorgnisse. „Die Musik ist für mich etwas viel zu Hohes und Heiliges, mein Fräulein, als daß ich ihre Ausübung jemals als eine Pietätlosigkeit ansehen könnte. Gerade in den Stunden des tiefsten Schmerzes um die Dahingegangene nehme ich meine Zuflucht immer zu dem geliebten Instrument.“

Dietlinde hatte nicht verstehen können, was sie sprachen; aber sie mußte irgendein zufällig aufgefangenes Wort nach ihrer Weise gedeutet haben, da sie mit ihrer hellen Stimme herüberrief: „Ja, Fräulein Margarete muß dazu auf dem Klavier spielen, wie die Mama es in Schlangenbad immer getan hat. Dann ist es noch viel großartiger.“

„Das hieße wohl, Ihrer Güte zu viel zumuten“, sagte Kasnussen mit einem fragenden Blick auf das junge Mädchen. „Aber es wäre freilich recht hübsch, wenn Sie Dietlindes Wunsch erfüllten.“

Margarete hatte bei seiner vorigen Erwiderung daran denken müssen, wie oft auch sie nach des Vaters Tode ihren leidenschaftlichen Schmerz an dem nun längst verkauften Flügel hatte in Tönen ausströmen lassen, und sie hatte mit doppeltem Bedauern der Entschuldigend gedacht, die sie sich jetzt in Klein-Eilbach auferlegen mußte. Darum empfand sie die Aufforderung des Oberleutnants wie eine verführerische Lockung.

Ohne alle Ziererei erhob sie sich von ihrem Stuhl. „Ist

das von Ihnen gewählte Stück nicht allzu schwierig,“ erwiderte sie, „so will ich es gern versuchen.“

Kasnussen öffnete die Tür zum Nebenzimmer und lud sie durch höfliche Verbeugung ein, voranzugehen. Margarete sah, daß dies das Arbeitszimmer des jungen Hausherrn sein mußte. Aber es mutete sie nicht an wie das Arbeitszimmer eines Offiziers, denn es gab darin weder zu Dekorationszwecken zusammengestellte Waffen noch prählreiche Jagdtrophäen. Der größere Teil der Wände war durch hohe Büchergestelle verdeckt, und dazwischen hingen von Meisterhand gemalte Landschaften vorwiegend ernsten und melancholischen Charakters. An der Fensterwand aber stand ein geöffneter Flügel, vor dem Kasnussen jetzt den Klavierstuhl zurechtückte.

„Bitte — da ist das Notenschränkchen,“ sagte er. „Vielleicht haben Sie die Güte, selbst zu wählen.“

Margarete blätterte in den Notenheften. Jetzt zum ersten Male fühlte sie etwas wie Beklommenheit, und in ihrem Herzen regte sich die Besorgnis, daß sie sich hier doch vielleicht nicht so benehme, wie es ihrer untergeordneten Stellung zukaem. Ohne lange zu suchen, legte sie ein Violinkonzert, das sie schon einmal bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung begleitet hatte, auf den Flügel.

Kasnussen warf einen Blick auf den Titel, und wie ein Ausdruck der Freude ging es über sein ernstes Gesicht. „Darf ich Ihnen verraten, daß gerade dies mein Lieblingsstück ist? Aber es stellt an den Begleiter fast noch höhere Ansprüche als an den Violinspieler, und ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie sich der Mühe unterziehen wollen.“

Er nahm die Geige aus dem Kasten, und schon, während er die Saiten prüfte, hörte Margarete, daß es ein Instrument von seltener Schönheit sein müsse. Mit dem ersten Ton, der ihr Ohr erreichte, war auch alle ihre Befangenheit wieder verschwunden, und als sie die Finger zum Vorspiel über die Tasten des wundervollen Flügels gleiten ließ, machte die Freude an der geliebten, lang entbehrten Kunstübung sie alles andere vergessen. Sie spielte so beseelt, als hätte es gegolten, ein hundertköpfiges Publikum zur Bewunderung hinzureißen; ihr Herz aber wurde weit von dem Entzücken über die hohe Kunst ihres Partners, der ohne allen Zweifel viel mehr war als ein begabter Dilettant.

Raum jemals wohl mochte für das bloße Ergöhen eines Kindes mit so viel Hingebung und heiliger Begeisterung musiziert worden sein, als es hier geschah, und als die umfangreiche Komposition trotz ihrer außerordentlichen Schwierigkeiten ohne die geringste Schwankung und ohne die leiseste Mißhelligkeit zwischen der Begleitung und dem dominierenden Instrument zu Ende geführt war, begegneten sich zwei wie in seliger Weltentrücktheit leuchtende Augenpaare.

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein,“ sagte Kasnussen mit merkwürdig bewegt klingender Stimme, „danke Ihnen von ganzem Herzen. Sie haben einem einsamen Manne eine glückselige halbe Stunde geschenkt.“

Margarete fühlte, daß ihr das Blut ins Gesicht stieg, und sie erhob sich rasch. Wohl hatte ihr das Dankenswort, das ihm offenbar aus dem tiefsten Herzen gekommen war, viel innigere Freude bereitet, als es durch irgend ein Kompliment über ihre Fertigkeit hätte geschehen können; aber diese Freude war geraat mit einer Verwirrung, die sie nicht sogleich zu meistern vermochte.

Als habe er das wahrgenommen, wartete Rasmussen nicht auf eine Antwort, sondern trat an die offen gebliebene Verbindungstür, um einen Blick in den Salon zu werfen. „Ah, sehen Sie nur,“ sagte er lächelnd, „Ihre Begeisterung für die Musik hat meine kleine Nichte nicht gehindert, während unseres Vortrages einzuschlafen.“

Dietlinde war in der Tat eingeschlummert. Ihre Wangen aber waren rosig überhaucht, und auf dem feinen Kindergesicht, das jetzt viel hübscher schien als bei dem Einzug der jungen Erzieherin auf Klein-Elbach, lag ein glückliches Lächeln.

„Sie haben wohl auch nicht die Absicht, sie zu wecken,“ bat der Oberleutnant. „Auf solche Art wird sie sich am schnellsten von dem ausgestandenen Schrecken erholen.“

„Aber ich muß an die Heimfahrt denken, Herr Rasmussen. Man könnte sich sonst um die Kleine sorgen.“

„So gönnen Sie ihr wenigstens noch ein halbes Stündchen. Ich werde veranlassen, daß nach dieser Zeit mein Auto bereit steht.“

Er ging hinaus, um den erforderlichen Befehl zu erteilen. Margarete wollte in den Salon zurückkehren; aber als sie an dem Schreibtisch vorüberkam, fiel ihr Blick zufällig auf ein Buch, das sie unter Hunderten sofort erkannt haben würde. Es war das Hauptwerk ihres Vaters, eine Arbeit, bei deren Abfassung sie ihm viele Monate hindurch getreuliche Sekretärdienste geleistet hatte, und von deren Inhalt jedes Wort unauslöschlich in ihrem Gedächtnis haftete.

Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, es aufzuschlagen, und sie sah, daß die Ränder beinahe jeder Seite dicht mit Bemerkungen in einer sehr feinen und zierlichen Handschrift bedeckt waren. Ohne sich einer Indiskretion bewußt zu werden, las sie einige von ihnen, die nichts als der Ausdruck einer enthusiastischen Zustimmung waren, und so ganz war ihr Interesse durch den überraschenden Fund gefesselt, daß sie den Wiedereintritt des Hausherrn überhörte und sich seiner Anwesenheit erst bewußt wurde, als er dicht neben ihr stand.

Bestürzt wollte sie ihre Dreistigkeit entschuldigen, aber er kam ihr zuvor. „Wenn der Inhalt dieses Buches nicht etwas zu gewichtig wäre für die Ideenwelt einer jungen Dame, so würde ich es Ihnen gern zur Lektüre anbieten,“ sagte er. „Es gibt kaum eines, dem ich so viel verdanke wie ihm und das ich mit gleicher Inbrunst liebe.“

Margarete lächelte beglückt. „Sie wissen nicht, Herr Rasmussen, etwas wie Schönes Sie mir damit sagen. Auch ich liebe dies Buch wie sonst keines auf der Welt. Und ich habe wohl Ursache dazu, denn ich habe es ja werden und wachsen sehen. Der es geschrieben hat, war mein Vater.“

Der Oberleutnant machte eine Bewegung, als ob er in ungestörter Freude ihre Hände ergreifen wollte.

„Ist das möglich? Kann das wirklich so sein? Es wäre ja mehr, als ich mir je zu wünschen gewagt hätte. Also Sie heißen Othmar? Verzeihen Sie, aber ich hatte vorhin Ihren Namen nicht ganz deutlich verstanden. Wie hätte mir auch solche Vermutung kommen können! Die Tochter eines Mannes gleich diesem in so —“

„In so untergeordneter Stellung — wollen Sie sagen,“ ergänzte Margarete ruhig, da er erschrocken über sein Ungeschick, mitten in der Rede abbrach. „Es ist nichts Bewunderliches dabei, denn mein Vater hat sich niemals darauf verstanden, Reichtümer zu sammeln. Außerdem schäme ich mich meiner Tätigkeit nicht.“

„Rechnen Sie mir das dumme Wort nicht an — ich bitte Sie darum. Es wollte mir entchlüpfen, weil ich mir eine Tochter Friedrich Othmars eben nicht anders vorstellen konnte als auf den Höhen der Menschheit. Aber wie beneide ich Sie darum, daß Sie die Mitarbeiterin Ihres Vaters sein dürfen!“

„Seine Mitarbeiterin? O nein! So hoch reichte der Flug meiner Gedanken nicht. Ich war nur seine Sekretärin, weil er sich niemals daran gewöhnen konnte, bei seiner Arbeit fremde Gesichter um sich zu sehen. Es ist durchaus nicht mein Verdienst, wenn ich allerdings nach und nach gelernt habe, ihn zu verstehen.“

„Da Sie ihn nun aber verstehen, werden Sie auch begreiflich finden, was er mir geworden ist. Es ist noch nicht sehr lange her, daß ich das erste seiner Bücher zur Hand genommen habe. Ich hatte eines Tages das Mißgeschick, mit dem Pferde zu stürzen und mir Verletzungen zuzuziehen, die mich monatelang an das Bett fesselten. Wenn ich nicht vor Langeweile umkommen wollte, mußte ich mir die Zeit mit Lektüre zu vertreiben suchen. Ich las alles Erdenkliche durcheinander, und es war nichts als ein Zufall, der mich auch an Ihres Vaters Buch „Ueber die Freiheit des menschlichen Willens“ geraten ließ. Wie es auf mich wirkte, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Es war für mich nicht mehr und nicht weniger als eine Offenbarung. Ihm verdanke ich es, daß ich mich mit einem verpönten Dasein ansöhnen und mir auf neuer Grundlage ein besseres, reicheres Leben aufbauen lernte. Daß ich hier in Reinswaldau als Einsiedler hausen und geduldig abwarten kann, ob mir das Schicksal jemals die innerlich verwandte Menschenseele zuführen wird, deren ich zu meinem Glücke bedarf, ist einzig die Frucht meiner Beschäftigung mit den Werken Ihres Vaters.“

„Wie froh würde es ihn gemacht haben, das zu hören! Aber man muß sich freilich in Ihrer bevorzugten Lage befinden, Herr Rasmussen, um sein Leben so ganz nach dem eigenen Willen gestalten zu können.“

„Ich leugne nicht, daß ich mich aus diesem Grunde meiner materiellen Unabhängigkeit freue. Werden Sie mir auch jetzt noch zürnen, wenn ich wiederhole, daß ich Sie mir nur mit einer schmerzlichen Empfindung da drüben auf Klein-Elbach in der Abhängigkeit von meinem Schwager und vielleicht gar von diesem Fräulein v. Ostrowski denken kann? Sie ist ja, wie ich höre, noch immer auf dem Schlosse und fängt bereits an, die Rolle der neuen Herrin zu spielen.“

Es war ein herber und feindseliger Klang in seinen letzten Worten gewesen, und Margarete fühlte ein Bedürfnis, die Abwesende zu verteidigen. „Ein so großes Hauswesen hätte wohl kaum die weibliche Leitung lang entbehren können, Herr Rasmussen. Fräulein v. Ostrowski bringt sicherlich ein Opfer, indem sie sich dieser Aufgabe unterzieht.“

„Ein Opfer? Ah, Sie sind keine Menschenkennerin, Fräulein Othmar, wenn Sie das im Ernst glauben können. Ich bin mit der schönen Baronesse Adwiga oft genug in Berührung gekommen und habe hinlänglich Gelegenheit gehabt, sie zu beobachten, um zu wissen, was ich von ihrer Opferwilligkeit zu halten habe. Es gibt kein selbstfüchtigeres und kein berechnenderes Geschöpf als sie. Wenn sie sich freiwillig in die langweilige Einsamkeit von Klein-Elbach verbannt hat, so weiß sie auch sehr genau, warum sie es tut. Sie wird sich, wenn sie eines Tages ihren Zweck erreicht hat, doppelt und dreifach schadlos halten für alles, was sie jetzt entbehren muß.“

Margarete hatte ihn unterbrechen wollen, aber sie fand in ihrer peinlichen Verlegenheit nicht das rechte Wort. Vielleicht war ja das alles, was er da sagte, nur der Ausdruck ihrer eigenen Gedanken, aber daß sie nun auch einen anderen von den Plänen der schönen Baronesse und von ihrer nahen oder fernen Verwirklichung wie von etwas ganz Gewissem sprechen hörte, ging ihr wie ein Stich durch das Herz. Sie hätte vor sich selber kaum eine Erklärung gehabt für diesen fast körperlichen Schmerz; sie wußte nur, daß nichts Weiteres mehr über das Thema gesprochen werden dürfe, wenn ihr nicht der schöne und harmonische Eindruck dieser Stunde auf das grausamste vergällt werden sollte.

„Wäre es nun nicht doch Zeit, Dietlinde zu wecken?“ fragte sie.

Der Oberleutnant war feinfühlig genug, ihre Absicht zu verstehen. „Lassen Sie sie immerhin noch ein Viertelstündchen schlafen,“ bat er. „Ich hätte so gerne noch etwas über die Persönlichkeit Ihres Vaters erfahren, und wer weiß, wann sich mir wieder eine so günstige Gelegenheit dazu bietet wie eben jetzt.“

Da es für Margarete keinen lieberen Gesprächsstoff gab als die Person ihres Vaters, hatte sie bald vergessen, was eben so häßlich wie ein widriger Mißton in ihrer Seele angeklungen war. Die von dem Oberleutnant erbetene Viertelstunde war schon längst überschritten, als der Stundenschlag der Kamnuhr sie nachdrücklich an ihre Pflicht gemahnte, und nun konnte Rasmussen nicht wohl den Versuch machen, sie noch länger zu halten.

Doch bevor er sie an das Lager Dietlindes treten ließ, sagte er: „Es wäre ein törichtes Unterfangen, wenn ich

Ihnen mit landläufigen Phrasen danken wollen für das Glück dieser Stunde. Es ist mir einfach unmöglich, zu denken, daß sie niemals eine Wiederholung erfahren sollte. Sie wollen mich doch nicht dazu verurteilen, jede derartige Hoffnung aufzugeben?"

"Aber ich wüßte in der Tat nicht, Herr Rasmussen, was was ich anderes tun könnte. Eine Situation wie die heutige dürfte doch wohl kaum zum zweiten Male eintreten."

"Man wird Ihnen drüben in Klein-Ellbach selbstverständlich nicht gestatten, irgendwelche Beziehungen zu mir zu unterhalten. In dieser Hinsicht darf ich mir keine Illusionen machen, denn zwischen meinem Schwager Bardeleben und mir gähen Abgründe. Aber sind Sie denn mit so unzerbrechlichen Banden an das Klein-Ellbacher Herrenhaus gefesselt?"

"Ich verstehe nicht, wie das gemeint sein kann, Herr Oberleutnant, und ich denke, wir überlassen es am besten dem Zufall, ob diese Begegnung eine letzte gewesen sein soll oder nicht. — Vita — Liebling, ermuntere dich! Es ist Zeit, daß wir heimfahren."

14. Kapitel.

Es begann zu dämmern, als Bardeleben und Jadwiga auf schlechten Feldwegen von dem abgelegenen Vorwerk in der Richtung nach dem Herrenhause zurücktritten. Sie mußten ihre Pferde im Schritt gehen lassen, weil die unter der Schneedecke verborgenen Unebenheiten des hartgefrorenen Bodens eine beständige Gefahr für die Tiere bedeuten. Der Baron starrte schweigend vor sich hin.

"Es wird wahrhaftig schon dunkel," sagte Jadwiga, "und mir ist, als könnten wir kaum eine Stunde auf Schmittsdorf gewesen sein. Es war recht hübsch, und ich bin sehr dankbar, daß du mich mitgenommen hast."

Er hatte ihr sein Gesicht zugewendet und lächelte gezwungen. "Deine Anspruchslosigkeit ist für mich geradezu beschämend. Uebrigens ahnte ich bisher nicht, daß du so großes Interesse für die Landwirtschaft hast. Die Leute auf dem Vorwerk müssen einen gewaltigen Reißer vor deiner Sachkenntnis bekommen haben."

"Nun, mit meiner Sachkenntnis ist es am Ende nicht so weit her," rief sie lachend. "Aber daß mir die Beschäftigung mit diesen Dingen Vergnügen macht, will ich nicht leugnen. Früher hätte ich das ja selber nicht für möglich gehalten, jetzt aber glaube ich, daß ich mich ganz gut damit abfinden könnte, immer auf dem Lande zu leben."

"Du nimmst mir eine Loh von der Seele," denn ich mache mir beständig Vorwürfe, dich durch meine Bitten in dies trostlose Exil genötigt zu haben."

"Sehr überflüssigerweise, Harro. Wenn ich nicht gern auf Klein-Ellbach wäre, hätte ich mich gewiß nicht halten lassen, denn was könnte ich dir und Dietlinde sein, wenn meine Anwesenheit nichts als eine widerwillig geleistete Pflichterfüllung wäre!"

"Und doch fällt es mir manchmal recht schwer, an deine Herzsfreudigkeit zu glauben. Es ist ein so ungeheurer Gegensatz zwischen dem Leben in meinem Hause und dem, an das du bisher gewöhnt warst. Von der Ungenießbarkeit meiner Gesellschaft will ich gar nicht erst reden. Wenn du noch wenigstens irgendwelchen anderen, halbwegs interessanten Umgang hättest! Außer Fräulein Othmar gibt es auf Klein-Ellbach ja kaum einen Menschen, der dir geistig ebenbürtig wäre."

"Es wäre allerdings hier schlimm um mich bestellt, wenn ich dergleichen zu meinem Glück notwendig brauchte, denn die geistige Ebenbürtigkeit einer Gouvernante wäre für den Mangel an anderem Verkehr wohl kein ganz vollwertiger Ersatz."

Sie hatte es in scherzendem Tone gesagt, aber Bardeleben blickte dennoch befremdet auf. "Daß sie nur eine Gouvernante ist, bedeutet doch wohl nichts als einen nebensächlichen Zufall. Ihr Vater war, soviel ich weiß, ein angesehenener Gelehrter. Wenn er ihr ein Vermögen hinterlassen hätte, könnte sie heute als Gleichberechtigte eine Rolle in der besten Gesellschaft spielen, denn daß ihr keine der dazu nötigen persönlichen Eigenschaften fehlt, wirst du ja zugeben."

"Ich habe darüber kein Urteil, denn ich habe mich begreiflicherweise um die persönlichen Eigenschaften des Fräuleins bisher nur insoweit gekümmert, als sie für ihre erzieherischen Einflüsse auf Dietlinde in Betracht kommen."

"Und bist du dabei auf irgend etwas gestoßen, das dir mißfallen hätte?"

"Ich weiß nicht. Bei deiner Voreingenommenheit für das Mädchen ist es vielleicht besser, wenn ich meine Eindrücke für mich behalte."

"Das sollst du nicht tun, Jadwiga! Schon deshalb nicht, weil du ihr möglicherweise unrecht tußt. Was du meine Voreingenommenheit für Fräulein Othmar nennst, ist doch wohl nichts weiter als schuldige Dankbarkeit, denn was sie körperlich und seelisch in dieser kurzen Zeit aus meinem verschüchterten und verkümmerten Kinde gemacht hat, streift doch nahe genug an das Wunderbare."

"Und die günstige Veränderung ist nach deinem Dafürhalten einzig das Verdienst dieser bezahlten Erzieherin?"

(Fortsetzung folgt.)

Im Landwehrzug.

Skizze von Hans Winand.

Der für abends neun Uhr und zehn Minuten angesagte Losalzug nach dem (deutschen) Süden war in letzter Stunde abgesagt worden. Da saßen wir nun, der Herr Offiziersaspirant der bayerischen Jäger und ich, in einem sächsischen Industriestädtchen, das nur Eingeweihten der Kalifbranche bekannt ist, und schauten einander in die Fenster der Seele. Blank waren sie nicht. Der nächste Losalzug war für den Nachmittags des nächsten Tages angekündigt. Bestimmt? Der Mann mit der roten Mütze suchte nur die Achseln. "Gar nichts kann ich Ihnen sagen. „Bestimmt“ fahren nur die Militärazüge."

Noch zwanzig Stunden verlieren? „Dös gib't's sei net," meinte der Herr bayerische Jägeroffiziersaspirant, dessen heimatische Sprechweise dem fünfjährigen Aufenthalt in Belgien siegreich getrotzt hatte, „kommens, Herr Kamerad, machen mer halt der Herrn Bahnhofskommandanten an Instands'such."

Das kleine Wort Kamerad ist ringsum außerstanden, und sein Klang, der so fröhlich ist und so ernst in einem, umschlingt alle. Kamerad ist ein jeder, der jetzt die „Zivilluit" an den Nagel hängt, sei dies der „cutaway" vom „englisch tailor" oder der blaue Kittel des Tagelöhners. Am Bahnsteig grüßen dich weißhaarige alte Herren, das Eisenkreuz von 70 im Knopfloch, und wenn du Springinsfeld vorbeihast, nehmen sie die Hüte ab, daß ihr Haar silbern strahlt. „Viel Glück, Herr Kamerad!" sagen die Veteranen, und du fühlst, wie du erdöst. Denn über Nacht ist unser aller Gefühl ein anderes geworden, und fast mit Scham liest man es in den Augen dieser Weißhaarigen von dazumal: „Ehre die Jugend..."

Der Bahnhofskommandant war zwar so freundlich, unsere Papiere mit seinem Dienstsiegel zu schmücken, und mit dem Vermerk „darf Militärazug benutzen". „Aber ob Sie mitgenommen werden...?" Von der Helmrippe bis zum dritten Waffensrockknopf war er mißfällendes, aber zweifelndes Fragezeichen. Und ganz Unrecht hatte er nicht. Aus der Ferne, vom Güterbahnhof her, kam ein Signal: Einsteigen! „Wo's blasen, sind Soldaten!" folgerte mein Fahrzeugsosse und wir stellten fest, daß auch ein Dreihundertmeter-Kauffschritt mit Reisetasche und Zivilmantel die Türen öffnen kann. Mehr freilich war nicht zu erreichen. Wenig nutzte es uns, daß wir mit unseren Ladidulden die Haden so stramm zusammenschlugen, daß die Postur abzwang. Der Herr Major, der Transportführer des so und sovielten Feldartilleriezugs, blieb unerwähnt. „Niemand, niemand kommt mit" erklärte er; und wir hörten noch, wie er zum Adjutanten sagte: „Wer garantiert mir denn, daß...?" Gott sei Dank: mehr vernahmen wir nicht: unser militärisches Selbstgefühl war ohnehin schon tief verletzt. Ein Bizefeldwebel geleitete die zwei „Zivilpersonen" wieder fort. Aus einem Güterwagen blickte uns freundlich ein prächtiger Brauner nach, hielt im Pressen inne, streckte den Kopf mit der schwarzen Mähne aus der Luke und folgte uns mit den Ohren. Viel Glück Brauner. „Eilwagen nach Paris", hatte eine derbe Artilleriefestauf mit Kreide unter das Wagenzeichen gemalt.

Und dann standen wir wieder allein im Dunkel neben dem bligenden Schienenstrang, schauten trübselig den bunten Schlußlaternen des entschwindenden Zuges nach und wunderten uns, daß man die Räder kaum rollen hörte. Aber die preussischen Artilleristen triumphtierten über rollendes Stahl und noch lange lag uns der herrschafte Rhythmus im Ohr:

„Des Kanonieres Lebenszweck ist das Kanonenrohr."

Aber beim dritten Versuche lächelte uns das Glück in Gestalt eines Bataillonsadjutanten, der meinen Reisegepäkten persönlich kannte. „Meinetwegen", meinte der Herr Major schließlich, nach einem kurzen Examen unserer militärischen Vergangenheit, „wenn Sie irgendwo Platz finden...". Platz finden? Schon wirbelt die Handtasche im Bogen in den nächsten Güterwagen, der Mantel hinterdrein und zuletzt der Mensch. Der Holpert über einen keineswegs ausgezogenen gelben Infanteriekiebel, doch irgendwo im Dunkel fangen schwielige Hände ihn auf und stützen das verdupte Gleichgewicht. „Nur rein, nur rein!" sagte eine Stimme. Auf einer Patronenliste sitzend findet man sich wieder.

„Dös war g'schafft.“ Der Herr bayerische Jägeroffizier aspirant lacht über das ganze Gesicht, „woher kommt's denn?“ „Von Schlesien.“ „Von Schlesien?“ Freilich, von Schlesien, ehmste schlesische Landwehr. „Ja, do schaut's her, was machts denn ihr hierheroben?“ Was sie machen — sie rollen, rollen Tag und Nacht, über Schwellen und Schienen, und niemand weiß wohin, niemand außer dem „großen Gehirn“ des Volkes in Waffen, niemand außer dem Großen Generalstab und ein paar „Kommandierenden“. Der härtige Gevireite — in Dirschberg ist er sonst daheim — senkt die Stimme und hebt den Zeigefinger. „Selbst unser Herr Major weiß nix.“ Und der Stolz, gemeinsam mit dem Herrn Major nichts zu wissen, gibt der Stimme einen fast geheimnisvollen Klang von Stolz. Ja, alle sind sie stolz, zu wissen, daß sie es nicht wissen. Alle erfüllt es mit einem rätselhaften Gefühl der Geborgenheit, in ihrer Gesamtheit auf einem Schachbrett Figuren zu sein, die niemand von uns überflieht, selbst unser Herr Major nicht, und die doch mit magischer Gewißheit und Schnelle von einer nicht greifbaren Macht bewegt werden, alle fühlen sie die Macht, die keiner sieht. Mit schmerzselndem Augenzwinkern weist der Schlesier auf seine Schultern. „Welches Regiment?“ Ja, weiß Gott, alle Achselklappen sind verschwunden, spurlos verschwunden, — in den Taschen, die sie erst wieder verpacken, wenn die ersten blutigen Hammerhiebe geschlagen sind. Und wie die mit frischen Vorkentieren hochzeitlich geschmückten Geschütze und Brogen auf den abgedeckten Güternagen ihre Regimentsnummer hinter sorglich aufgestellten Papierstreifen verhallen, haben die Offiziere ihre silbernen Achselstücke mit weißem Seidenpapier umwunden.

Von Belgien muß der Bayer erzählen. Ob es wahr sei? Ist das menschenmöglich! Diese Schweinebande! Ja, Herrgott, aufhängen sollte man sie, oder einfach totschlagen. Und die Frauen davonjagen. Na ja, da steht man's wieder. Kulturvolk! Und mit Vert-änderung hört man, wie geläufig das Wort Kultur diesen Männern vom Munde geht, wie gerade, zielgewisse und gesunde, unphilosophische Begriffe, nein: Gefühle sie alle, alle mit diesem Worte vernünftigen. „Bui Deibel“ sagen sie und aus so derber Hülle leuchtet ein ethischer Instinkt, der in all seiner schönen Unbewußtheit doch nur aus jenem Boden emporsprossen kann, den wir halt Kultur nennen. Schon vor der Waffen mörderischen Zwiesprach haben wir einen Sieg errungen. Im Sturmwind einer furchtbaren, einer herrlichen Zeit fallen alle Hüllen. „Der da“ sagt einer dieser Wehrmänner aus Schlesien und kopft seinem schweigenden Nachbar auf die Schulter, „hätte zu Hause bleiben können, er hab's am Herzen, aber er hab's dem Stabsarzt nicht gesagt, er sagt, jetzt kann keiner daheim hoden.“ Und der Schweigame zieht die Weite aus dem Mundwinkel, spuckt in die Nacht hinaus und nickt grimmig. „Schweinepad“ sagt er, „sie müssen's abkriegen.“

Der so überzeugt ist, daß seine persönliche Mitwirkung beim Völkerring Europas unentbehrlich bleibt, damit das „Schweinepad“ es „abkriegt“, läßt Weib und drei Kinder zurück. Aber als erriete er die Gedanken des stillen Zuschauer's, spuckt er noch einmal in das Dunkel und sagt: „Jetzt kommt's auf keinen von uns an, sondern nur auf uns alle.“ Und die Nachbarn nicken schwer und hart: ja, auf uns alle.

Auf keinen von uns, sondern nur auf uns alle. In welcher Stärke ein ganzes Volk sich so aus einem übermächtigen Gefühle heraus zum Bewußtsein der höheren Gemeinschaft emporgelassen kann — das ist seine Kraft und das Zeichen seiner Kultur. Nicht Abenteuerdrang, nicht Rauflust verhängt diesen Männern den Blick auf das Schlachtfeld mit roßigen Rebellen. Furchtbar ist der Krieg, aber notwendig. Und mit schlagenden Herzen erlebt man es mit, wie hier Mann für Mann, nach hartem, stillem Selbstkampf vielleicht, Herr über sein Einzelschicksal wird, es entschlossen beiseite wirft und mit seinem ganzen Fühlen aufgeht in jenem höchsten, weitesten Empfinden, das da heißt: wir, unser Volk, unser Reich, unser deutsches Reich.

Eintönig rasselte der Zug durch die Nacht. Mit der Kälte weht ein Duft von Herz in diesen rollenden, menschengefüllten Leib aus Holz und Brettern. Draußen wogen die Gipfel schwarzer Tannen unter den ewigen Sternen.

Die letzte Bielfe erlischt und gähmend sucht der letzte Wachende auf dem Boden zwischen verstreuten Menschenleibern und leise kitzelnden Tornistern einen Spalt, um die steifen Glieder zu strecken. „Gute Nacht, Herr Kamerad.“ Und ehe der letzte ent schlummert, hört man ihn leise summen: „Morgenrot, Morgenrot.“

Und es kommt, das Morgenrot, fahl und zögernd, ringt mit den Morgennebeln und läßt die Tannen im Tau aufblitzen, als hätten eizige Frauenhände nächtlich den ganzen Forst mit Silber silber festlich geschmückt. An die Lider rührt die tastende Welle mit leichten Fingern und blinzeln schlägt du die Augen auf. Was ist? Rollt das da nicht hin über die Schienen? Mirrt da nicht das Schanzzeug gegen einen Feldtisch? Erst allmählich findet man sich aus nächtlicher Rast im Jenseits in die Gegenwart zurück, in diese Gegenwart, die da heißt: Krieg, Krieg, Krieg!

Kühl ist der Morgen, über Nacht ist die Frische in die Glieder getrocknet. Draußen an der Brücke, über die polternd die lange

Wagenreihe hintersucht, steht ein weißbärtiger alter Herr und wacht, das Gewehr in der Rechten, getreu, daß wir sicher hinrollen über die steile Schlucht. Und da er uns sieht, die wir tröstend die Arme reden und die Rodkragen emporschlagen, schwenkt er lachend seinen Schlapphut und präsentiert, alter Zeiten eingedenk, sein Gewehr. Im Nu ist alles auf den Weinen. „Bon Siebzig“ ruft einer und plötzlich wird diese Schar dreißigjähriger Männer zu einer Einheit von Jünglingen. Empor wirbeln die Arme und noch ist die Brücke nicht vorüber, da steigt es als Morgenruh schon empur aus des Wagens Enge, hinaus in die Weite, daß der Wald aufhört: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“

„Lieb Vaterland“ wie vertraut, wie zärtlich fast klingen die Worte. Liebe Mutter, kannst ruhig sein — tröstet nicht so der junge Sohn die dejected Mutter, wenn er zum erstenmal hinauszieht, fort in die an Freuden und Tücken so reiche Welt? Lieb Vaterland, magst ruhig sein. Schlesier singen es dir zu, hier im Süden — sei ruhig, liebes Vaterland.

Daß der weißbärtige Wächter dort unten, der Greis, der um seines lieben Vaterlandes Willen die kalte feuchte Nacht am heißen Grashang stand und Aussicht hielt, es noch vernommen? Seine Lippen bewegten sich, sein Mund öffnete sich zum trohen Zurufe, aber donnernde Räder und dröhnender Sang hatten alles, alles verschlungen, was er uns zurief, alles. — Dies ganze reiche von Herzen kommende: „Viel Glück, Herr Kamerad . . .“

Deutsche Volkshymne.

Es hieße Wasser in den Rhein tragen, wollte man heute noch viele Worte über die begeisterte Wirkung des Gefanges verlieren. Nie aber tritt diese Wirkung so stark hervor als in einer Zeit voll hochgespannten patriotischen Gefühls wie der jetzigen. Wie begeisterten sich 1870 unsere Helden am Gesang der „Wacht am Rhein“. Noch mehr aber berauschten sich die Franzosenheere in der Zeit der großen Revolution an der „Marseillaise“, dem französischen Nationallied, das unsere „Wacht am Rhein“ durch seinen hinreißenden Rhythmus übertrifft. Wir besitzen ein Lied, das nach Text sowohl als nach der Melodie eine ähnliche Wirkung auszuüben imstande ist. Es ist dies das wohl schon bekannte, aber noch nicht allgemein gesungene Lied:

1. „O Deutschland hoch in Ehren, du heiliges Land der Trun, Stern leuchtet deines Ruhmes Glanz in Ost und West aus neu! Du stehst wie deine Berge fest gen Feindes Macht und Trug. Und wie des Adlers Flug von West geht deines Geistes Flug. Haltet aus, laßt hoch das Banner weh'n! Zeiget ihn, zeigt dem Feind, wie wir treu zusammen keh'n, Daß er unreife alte Kraft erprobt, wenn der Schlachtruf uns enthaltet aus in Sturmgebraus!“

2. Gedenket eurer Väter, gedenket der großen Zeit, Wo Deutschlands gutes Ritterchwert gezeit in jedem Streit! Das sind die alten Schwerter noch, das ist das deutsche Herz; Die schlägt ihr nimmer in's Noth, sie dauern fest wie Erz! Haltet aus, laßt hoch das Banner weh'n! Zeiget stolz, zeigt der Welt, daß wir treu zusammenkeh'n, Daß sich alte deutsche Kraft erprobt, ob uns Friede strahlt, ob haltet aus in Sturmgebraus!“

3. Zum Herrn erhebt die Hände! Er fähm es immerdar, Das schöne Land vor jedem Feind! Hoch feier deutsche Nar! Dem teuren Lande Schirm und Schutz! Sei, deutscher Arm, bereit! Wir bieten jedem Feinde Trun und scheuen keinen Streit! Haltet aus, laßt hoch das Banner weh'n! Laßt uns, treu und kühn, mit den ersten Völkern geh'n! Daß sich deutscher Geist voll Kraft erprobt, wenn das Ungewitter haltet aus im Sturmgebraus!“

Möge dieses herrliche Lied nicht nur in den eisernten Bestand für unsere Schulen aufgenommen werden, sondern möge es vor allem jetzt unsere Krieger zu herrlichen Ruhmestaten und dauerndem Sieg entflammen!

Gleichklang-Rätsel.

Kennt du das Wort, es drückt uns aus,
Was man mit harter Semmel tot?
Auch ist es manches „Alte Haus“,
Das uns erteilt gar klugen Rat.
Der Raufbold hat's zu jeder Zeit
Mit Friedlich-Stillen gern getar,
Und beim Studentenfestkommers
Zut man's oft Wasserkerchen an.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Scherzrätsels in letzter Nummer:
Grün, Dung, — Gründung, Grün-Dung.